

Marcel Beyer

## Zur Logik der Wolken

Einführung zur Lesung von Christoph Wilhelm Aigner in der Villa Augustin  
Dresden, 8. September 2004

Christoph Wilhelm Aigner in Dresden – was wird ihn bei seinem Aufenthalt hier in den vergangenen sechs Monaten gereizt haben an dieser Stadt, dieser Landschaft mit ihrem Fluß, den Auen, dem so besonderen sächsischen Himmel und besonderen Licht am späten Nachmittag, dem neuen Glanz im schrundigen Profil?

Vielleicht, überlege ich, die »Logik der Wolken« lesend, sind es vor allem solche Phänomene gewesen, auf die sich kein Mensch etwas einbilden kann. Also nicht so sehr das wiedererstandene historische Monument, nicht so sehr der Widerstands- und Durchhaltegeist, dem man in dieser Stadt begegnen kann – beeindruckende Momente des Menschengewollten, Menschengeschaffenen sicherlich.

Aber was sind sie gegen jene Nachtigall, von der Christoph gesprochen hat, jene Nachtigall auf einer Verkehrsinsel, deren Gesang nur demjenigen entgegenklingt, der zu Fuß unterwegs ist, außerhalb der Stoßverkehrszeiten, nachts. Eine Nachtigall, die sich von ihrem Umfeld, das wir als äußerst unwirtlich bezeichnen würden, nicht beirren läßt. Sie singt – und müßte doch eigentlich die Hoffnung fahren lassen, von einem lebendigen Wesen, sei es Mensch, sei es Artgenossin, gehört zu werden. Glück dem, der ihr begegnet, Glück dem, der hören kann. – Aber einbilden wird er sich darauf nichts.

»Logik der Wolken« ist ein Buch der Aufzeichnung. In der »Logik« schimmert der Logos durch. Hier werden Phänomene, Beobachtungen,

Wörter zueinander geführt. Beobachtungen, die an Genauigkeit gewinnen, indem der Blick sich von der Beschreibung hin zum Bild öffnet. Pointierte Bemerkungen, Maximen, die gedreht und umgedreht werden können, eine gewisse Schärfe auch, ein tiefsitzender, bisweilen böser Humor. Dann wieder die ganze Offenheit den Dingen und Naturverhältnissen gegenüber.

Und mir scheint, in dieser Abfolge von Aufzeichnungen, die vom Einzelsatz bis zum längeren Abschnitt sich erstrecken können, spielt das jeweilige Datum eine besondere Rolle. Nicht das Datum als Tagesdatum, als zeitliche Fixierung eines Eintrags – solche finden sich nicht –, sondern das Datum als »das Gegebene«.

Dieses Buch ist ein Vademecum, ein Geh-mit-mir, ein Buch, das wir mit auf den Weg nehmen können und zugleich eines, das uns mitnimmt auf einen Weg. Darum appelliere ich an den stillen Leser, nicht einzelne Passagen herauszugreifen, sondern dem Weg Schritt für Schritt durch das Buch zu folgen, einem Weg auch der Tages- und Jahreszeiten und der Landschaften.

Wie nebenbei, scheint es, folgen wir so im Verlauf des Lesens dem Entstehen einer Poetik. Alle Arbeiten Christoph Wilhelm Aigners sind von poetologischen Momenten geprägt, von der Frage, wie das Gespürte zum Gesagten werden kann. In »Logik der Wolken« tritt uns, tritt dem Schreibenden, diese Frage neu, noch einmal anders entgegen. Poetologie nicht als Abwägen von Stilentscheidungen, sondern als existentielle Angelegenheit.

Ich möchte, um etwas von dem Weg anzudeuten, auf den uns dieses Buch mitnimmt, nun doch drei Passagen herausgreifen, aus der Abfolge, aus der Balance heraus, in die sie gebracht worden sind. Um ein Beispiel zu geben für das Ineinander, die Durchdringung von Gegenstand, Beobachtung und Wort.

Da heißt es, auf Seite 26, nachdem der Erzähler in der vorangegangenen Passage auf einem Nachtweg von einem Wildschwein gestreift worden ist, und ehe er in der folgenden Passage geduldig eine von Motorbooten durchpflügte Wasseroberfläche betrachtet:

»In Sichtkontakt mit den Fänomenen sein, für die ich Wörter zu entdecken und anzureichern versuche.«

Und dann, auf Seite 119, also scheinbar weit entfernt von der eben zitierten Stelle, mit einem mal ein Glück, da Wort und Lebewesen nicht mehr auseinander dividiert erscheinen:

»Auf dem Perron des Bahnhofs von Itzehoe schritt eine Rabenkrähe wie ein Halbstarker umher und wetzte den großen Schnabel in den Fugen der Platten. Ein Bahnarbeiter näherte sich, und die Krähe flog ein Stück auf und ließ sich wieder nieder, dreimal, aber dann war kein Auskommen mehr, und sie flog auf die andere Seite der Gleise, und beobachtete von einem Mäuerchen aus den sich entfernenden Mann, auf dessen roter Arbeitsjoppe am Rücken weiß aufgedruckt war: Schwalbe Preetz.«

Mitunter glückt es ohne unser Zutun – Poesie. Es geschieht, vor unseren Augen, sofern wir sehen können. Aber einbilden können wir uns darauf nichts. Unser Sehvermögen, unser Sprechvermögen kann jederzeit mit einem Schlag geschädigt werden, wie sich wenige Seiten weiter in einem schmerzlichen Abschnitt zeigt:

»Und ich muss wieder Sehen lernen. Und Sehen lernen heißt spüren. Und das ist wie bei einem Erstklässer, der aus Strichen Buchstaben zusammensetzen beginnt, dann Buchstaben zu Wörtern bildet, oder den sich hebenden Nebel zu Wolken gerinnen sieht und je nach Witterung zwischen Kumulus und Zirrus zu unterscheiden lernt, und dann, dass es unterschiedliches Licht gibt.«

Lernen, daß es unterschiedliches Licht gibt – dies ist Christoph Wilhelm Aigner auf dem Weg in die Logik der Wolken.